

heimische slawische Liturgie gesinnt war (S. 33). Eine analytische Auswertung seiner Chronik – und das wirklich unter philosophischen Gesichtspunkten – wird völlig außer acht gelassen. Bedenken wir dabei, wie zahlreich heute schon die Sekundärliteratur über Kosmas ist!

Im dritten Teil des Buches handelt es sich nun um solche Denker, deren Tätigkeit und Werk gebührend erläutert werden kann, weil wir über sie eine Fülle von Informationen besitzen. Der Autor schöpft diese Möglichkeit nur wenig aus, indem er eine ganze Reihe von Daten nur in den Anmerkungen auftauchen läßt (deshalb sind diese häufig eine interessantere Lektüre als der Haupttext selbst). Aus diesem Grund erscheinen die betroffenen Figuren (Jan Hus, Hieronymus von Prag, Jacobellus von Mies, Jan Rokycana, S. 83–88) unglaublich leblos. Und schlimmer noch – viele andere, die wir heute schon genauso gut kennen, namentlich Gegner des Hussitismus, erscheinen in der Darstellung überhaupt nicht!

Von S. 93 an häufen sich die inhaltlichen Ungereimtheiten und formalen Fehler, wie einige Beispiele zeigen: Ausgesprochen arm und inhaltslos bleibt die Charakteristik des Jan Amos Comenius. Jeder, der die tiefgreifende Analyse seiner Philosophie durch Jan Patočka kennt, wird dem vorliegenden Text nicht beipflichten können. Wie weit ist doch inzwischen die moderne Comeniologie vorangeschritten! Darüber hinaus ist Comenius den Humanisten der vorhergehenden Zeit zugeordnet. Damit verstellt Mácha die geistige Perspektive des gesamten 17. Jahrhunderts und eo ipso auch die philosophische Bedeutung seiner Protagonisten. Auch andere Persönlichkeiten – Bohuslav Balbín, Tomáš Pešina de Čechorod und Graf Franz Philipp von Hoditz – geraten unfreiwillig in eine fremde Epoche, diesmal ins 18. Jahrhundert (S. 115 ff.), wobei der Graf Hoditz (1634–1706) sein Werk „De hominis conscientia“ unter dem Einfluß von Leibniz und Goethe geschrieben habe. Der Mathematiker und Philosoph Josef Stepling (1716–1778) dagegen habe die Prager philosophische Welt über die Ideen Isaac Newtons (1643–1727) und Christian Wolffs (1679–1754) informiert, „mit denen er in den Jahren 1743–1745 in Korrespondenzverbindung stand“ (S. 117). In Olmütz habe der Freiherr Joseph Petrasch unter Mithilfe von Graf Giannini 1746 die Societas Incognitorum gegründet (S. 118), übersetzt als „die Unwissenden“.

Ungern möchte ich unkollegialer Voreingenommenheit bezichtigt werden. Ich habe nach diesem Buch mit freudiger Ungeduld gegriffen. Umso mehr hat mich die Lektüre enttäuscht.

Stuttgart

Milan Daňhel

*Plocek, Václav: Zwei Studien zur ältesten geistlichen Musik in Böhmen. Unter Mitarbeit von Andreas Traub. Bd. 1: Texte und Analysen. Bd. 2: Noten und Abbildungen.*

Schmitz/Böhlau, Gießen-Köln 1985, IV + 243 S. und 149 S. (Bausteine zur Geschichte der Literatur bei den Slaven 27/1, 2).

Es bedurfte einer Jahrhunderte dauernden Entwicklung, bis unsere Notenschrift ihre heutige Klarheit und Eindeutigkeit erlangt hatte. Die Fixierung eines so flüch-

tigen Phänomens wie dem der Musik ist eine der wesentlichen Kulturleistungen des Abendlandes. Notwendig wurde sie, als die fortschreitende Völkermission die Grenzen der christlichen Welt immer weiter nach außen verlagerte und das Glaubenszentrum Rom für den Bestand der sich herausbildenden Organisation der Kirche mehr und mehr Sorge tragen mußte. In diesem Sinne sicherte die Aufzeichnung von Liturgie und Gesang einen ihrer tragenden Traditionsstränge.

Die ersten mittelalterlichen Notierungen waren schlichte Erinnerungshilfen. Die sogenannte Neumen-Schrift (griech.: *neuma* = Wink) beschreibt in einer Art musikalischer Stenographie nur den Weg der Melodie als fallende und steigende Kurve. Die Grundfiguren der Neumen sind den griechischen Akzentzeichen entlehnt. Erst mit der Einführung der Notenlinien stieg auch ihre Überlieferungstechnische Genauigkeit. Über die Exaktheit ihrer Interpretation gehen daher heute noch die Meinungen stark auseinander.

Diese objektiven Schwierigkeiten spiegeln sich in der vorliegenden Studie. Von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert, war sie zunächst als ein interdisziplinäres Projekt von Musikwissenschaft und Literaturgeschichte angelegt gewesen. Realisiert wurde allerdings lediglich der musiktheoretische Teil, und zwar vorbereitet von Václav Plocek (Institut für Theorie und Kunstgeschichte der Akademie der Wissenschaften der ČSSR) und überarbeitet von Andreas Traub (Berlin). Die Auffassungen über die Neumen-Interpretation decken sich bei Verfasser und Überarbeiter nicht in allen Fällen. Einmal führen ihre Differenzen sogar so weit, daß zwei völlig verschiedene Lesarten unvermittelt nebeneinander aufgeführt werden müssen.

Die Studie umfaßt zwei Einzeluntersuchungen. Gegenstand der ersten sind Handschriften aus der Bibliothek des Benediktinerklosters bei St. Georg, das unter der Leitung der Äbtissin Kunigunde (1265–1321), einer Tochter von König Přemysl Ottokar II., seine intensivste geistige Entfaltung erlebte. Das in diesen Kodizes enthaltene Material ist bislang noch nicht vollständig erschlossen, und auch die vorliegende Studie beschäftigt sich nur mit einem Teilaspekt, nämlich mit den darin aufgezeichneten *Benedicamus-Tropen* und *Cantionen*. Die zweite Untersuchung gilt dem ältesten Beleg für eine *Osterfeier* in Böhmen, der in einer Handschrift aus dem 12. Jahrhundert erhalten ist.

Unter *Cantio* versteht man das einstimmige geistliche Lied des Mittelalters. Da ihm in der Gottesdienstordnung kein fester Platz zugewiesen war, gehört es nicht im strengen Sinne zur Liturgie. Typologisch entwickelt hat es sich aus den *Benedicamus-Tropen*, wobei der Tropus ursprünglich eine bloße Textierung der gregorianischen „*Benedicamus Domino*“-Melodie darstellt. Indem der Tropus im Laufe seiner Entwicklung sowohl textliche wie auch melodische Eigenständigkeit gewinnt, bereitet er den Weg für das volkssprachliche Kirchenlied. Im mittelalterlichen Böhmen ist diese Liedform Gemeingut breiter Schichten und wird als hussitisches Lied beziehungsweise Bräderlied zu einem der Kennzeichen böhmischer musikalischer Kultur überhaupt.

Von der Notation her lassen die Handschriften aus St. Georg eine kontinuierliche Entwicklung erkennen. Ihr Charakteristikum, die gotisch umgeformte Virga-Notation, scheint völlig unbeeinflusst von der in der Diözese Prag gepflegten Nationsart, die sich selbst an französischen Vorbildern (Metz) orientiert. Erst im 16. Jahrhundert

findet dieser rhombische Schrifttyp auch in die Notation von St. Georg Eingang. Dennoch ist eine eindeutige liturgiegeschichtliche Chronologie nicht möglich, weil sich die Schichten der vielfältigen Kopiervorgänge nicht mehr mit letzter Sicherheit voneinander abheben lassen.

Die Aufzeichnung der *Osterfeier* ist eine der ältesten erhaltenen Quellen dieser Art, für den böhmischen Bereich die älteste überhaupt. Sie verdeutlicht den hohen Rang, den Böhmen in der mittelalterlichen Kultur des 12. Jahrhunderts einnahm. Auch hier kann die musikalische Rekonstruktion den Umständen entsprechend nicht zu einer absoluten Sicherheit gelangen, zumal die gesungenen Texte nur in einer adiastematischen (= linienlosen) Neumenschrift vorliegen. Trotzdem ist eine vollständige Übertragung aller neumierten Gesänge der Osterfeier versucht worden. Entscheidendes Kriterium war hierfür der Vergleich mehrdeutiger Stellen mit entsprechenden diastematischen Aufzeichnungen späteren Datums. Die so analysierte melodische Struktur läßt deutlich einheimische Besonderheiten zu Tage treten, so die Vorliebe für einen der Chordialekte und die Übernahme bestimmter Melodieverläufe.

Bestimmten bislang Literaturgeschichte und Liturgiewissenschaft das Forschungsinteresse an der mittelalterlichen Hymnologie, wird in der vorliegenden Studie deren Methodik durch das musikwissenschaftliche Instrumentarium ergänzt und erweitert. Textausgabe und Werkinterpretation werden sowohl dem Musikhistoriker wie dem Slawisten willkommen sein. Sie tragen dazu bei, die Anfänge der geistlichen und literarischen Kultur in Böhmen weiter zu erhellen und bilden somit ein Stück mediävistischer Grundlagenforschung.

München

Werner Jakobsmeier

*Lentner, Leopold: Bibliographie zum Zisterziensertraktat „Malogranatum“.*

Heiligenkreuz-Wien o. J., 163 S. (Heiligenkreuzer-Studien NF 1).

In dieser neuen, maschinenschriftlich herausgegebenen Reihe wendet sich der Verfasser, Emeritus der phil.-theologischen Hochschule des Stiftes Heiligenkreuz und Autor zahlreicher Publikationen im Bereich der gegenwärtigen Pastoraltheologie, einem historischen Gegenstand zu: dem Malogranatum. Dieses um die Mitte des 14. Jahrhunderts im Zisterzienserklöster zu Königsaal bei Prag verfaßte Werk bezeichnet er euphorisch als geistigen Schatz, „der die cisterciensische Mystik des Mittelalters wohl zum letztenmal so deutlich zusammenfaßt, wie es später nicht mehr geschehen ist“ (S. 4). Einmal abgesehen von dem schwierigen, oft eher verschleiernenden als aufdeckenden Begriff „Mystik“ (der Verf. sagt an keiner Stelle, wie er ihn versteht): Wer das Malogranatum tatsächlich einmal aufgeschlagen hat, muß doch weit aus kritischer urteilen, gerade wenn es ihm um die abendländisch-christliche, speziell benediktinisch-zisterziensische Spiritualität zu tun ist, die uns Heutigen in der Tat so viel zu sagen und zu geben hat. Daß das Malogranatum zweifellos zisterziensischer Provenienz nicht nur dem Ort, sondern auch dem Geist nach ist, kann längst nicht mehr bestritten werden. Aber es hieße, den geistig-geistlichen Gehalt, die gewaltige reformerische Kraft, das „Charisma“ (J. Leclercq 1980) der gesamten zisterziensischen Tradition im Mittelalter zu verkennen, wollte man man Ernst das Malogranatum als deren letzte, deutliche Zusammenfassung bezeichnen.